

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Pierre Magnan
Kommissar Laviolettes Geheimnis
Kriminalerzählungen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Die Signallaterne

Ebenso wie den Friedhof von Barles, sagte Laviolette, mag ich den alten, aufgelassenen Bahnhof von Saint-Maime-Dauphin, wo ich noch das Raunen der Leute vom Land vernehme, die ihn einst belebten. Hier hat Modeste, mein Vater, auf alten, grünen Lokomotiven seine Lehre absolviert, ehe er später die großen internationalen Züge fuhr. Die Schienen sind verschwunden. Übrig bleiben zehn Meter Bahnsteig. Übrig bleibt der Name auf dem blauen Schild. Übrig bleibt, halb eingestürzt, das Lampenwärterhäuschen, wo ich bis heute, flüchtig zwar, aber immerhin, das Lampenöl rieche, das einst auf den Boden tropfte. Übrig bleiben auch die hohen Platanen, die im Herbst mit all ihrem toten Laub zu wispern beginnen.

Manchmal, wenn mich im Oktober der Koller packt, komme ich gegen Abend, bevor es dunkel wird, unter dem Vorwand hierher, bei Marcel Sauvaire und seiner Frau Rosemonde eine Kleinigkeit zu essen. Es ist genau gegenüber. Sie sind mit Gott und der Welt befreundet und sie decken gewissermaßen aus Barmherzigkeit auf, so wenig Geld nehmen sie dafür.

Dann setze ich mich auf die Bank auf dem verwaisten Bahnsteig und warte, bis es so weit ist: Ich tue so, als wär's zum Zeitvertreib, dabei ist es mir das Wichtigste. Die Bank wurde gegen 1910 aufgestellt, auf Veranlassung des damaligen Bahnhofsvorstehers, an dem ein Dichter verloren gegangen war. Sie besteht aus zwei hölzernen Schwellen, an denen noch die Einkerbungen der Schienenschrauben zu erkennen sind. Er wollte seine Bank haben und er hat seine Leute dafür am Sonntag antreten lassen. »Bänke?«, hatte stirnrunzelnd sein Vorgesetzter gesagt. »Wozu Bänke? Es gibt doch schon einen Warteraum.« – »Eine Bank«, hatte besagter Bahnhofsvorsteher schüchtern eingewendet.

Der Vorgesetzte hatte sich wieder in den Fahrplan vertieft, der dringend überarbeitet werden musste, und gebrummt: »Machen Sie, was Sie wollen, Hauptsache, ich weiß nichts davon!« – eine zeitlos gültige Antwort.

Wieso wissen Sie über solche Einzelheiten Bescheid?, fragte irgendein aufmerksamer Besserwisser hinten im Saal.

Ich habe sie erfunden, antwortete Laviolette seelenruhig. Aber wenn ich mir ansehe, wie ungehobelt diese Bank ist, die alten Stützen, an denen sie festgeschraubt ist, die schlechte Qualität des Zements, worin sie verankert ist, die Tatsache, dass sie einem den

Hintern aufraut und dass man miserabel darauf sitzt – all das beweist doch, dass es sich um eine Behelfsbank handelte.

Na meinetwegen!, brummelte der andere, nicht ganz überzeugt.

Und auch die Tatsache, fuhr Laviollette fort, dass man dicht daneben eine Hundsrose gepflanzt hat, die gemeinste Rosenart überhaupt, um die Latrinen zu kaschieren, sowohl den Anblick als auch den Geruch.

Kurz und gut, da war eine Bank, rief ein Verehrer Laviollettes leicht genervt. Er war begierig, die Fortsetzung zu hören.

Und sie steht noch da, ein wenig morsch zwar, aber immerhin. Und dann, eines Abends – es war schon im Spätherbst, vermutlich im November, zu der Jahreszeit, in der sich alles auflöst, wo der zerfledderte Sommer und der ebenso zerfledderte Herbst fetzenweise dahingehen, insbesondere über verwaisten Bahnhöfen mit ihren zerzausten, ächzenden Platanen. Und wissen Sie, es war auch sehr spät am Abend, zu jener Stunde, wenn in den richtigen Bahnhöfen die letzten Züge fahren; wenn man sie verpasst, muss man auf einer Bank übernachten – ja, eben: Auf einer Bank. Ich glaube übrigens, dass der Bahnhofsvorsteher dies berücksichtigt hatte, als er seine Bank unter den Bäumen aufstellte, wo sie dem Abendtau weniger ausgesetzt war.

Vermutlich dachte ich an etwas anderes, denn im Halbdunkel und im Geraschel des dürrn Laubes befand ich mich plötzlich dicht an der Bank und sah, dass da jemand saß, allerdings jemand, der Platz gelassen hatte, der sich nicht mitten drauf gesetzt hatte, wie es ihm seine Einsamkeit eigentlich erlaubt hätte, sondern der sich ganz im Gegenteil am allerobersten Ende niedergelassen hatte, um den Vorübergehenden dazu aufzufordern, doch seinerseits Platz zu nehmen und ihm Gesellschaft zu leisten.

Es war eine alte Frau mit einem schwarzen Strohhut, der schon einige Jährchen alt war. Sie trug kein Kleid, sondern das, was man einst auf dem Land »Tracht« nannte, etwas sehr Altes, vermutlich Blaues oder Schwarzes, eine züchtige Stufenfolge von übereinandergetragenen Unterröcken, die steif bis zu den Knöcheln reichten und die sich keineswegs einfach so heben oder öffnen ließen ohne die großzügige Genehmigung der Besitzerin und ohne umständliche Bemühungen des Eroberers. So dass man als solcher durchaus Zeit hatte, die möglichen Konsequenzen seiner Taten abzuwägen.

Abgesehen davon interessierte sich wohl keiner mehr für die Unterröcke derjenigen, die – vermutlich schon lange – reglos hier saß, nicht einmal sie selber, denn sie war wirklich sehr alt. Unter dem Hut waren die Gesichtszüge eingefallen und verwittert, vor allem zum Hals hin, was jegliche Erinnerung an das, was sie in ihrer fernsten Vergangenheit einmal gewesen sein mochte, verwischte.

Auf dem Schoß hielt sie einen ebenfalls schwarzen Schließkorb – Sie erinnern sich doch an jene sperrigen Körbe aus geflochtenen Binsen, ohne die unsere Großmütter nie das Haus verließen und die ihnen sowohl als Behältnis für die Wegzehrung dienten als auch zu Haltung verhalfen – und das Merkwürdige an ihr war, dass sie nicht geradeaus sah, sondern den Oberkörper leicht nach vorn neigte, als ob sie Ausschau hielt nach etwas, was dort hinten am Ende des Bahnsteigs kommen sollte. Nach etwas? Nach einem Zug natürlich! Sie sah ganz so aus wie jemand, der auf einen Zug wartet und sich, um ihn nicht zu verpassen, mit leicht angewinkelten Beinen darauf vorbereitet, loszustürzen (was wir uns längst verkneifen müssen . . . mein Gott, wir wissen doch schon lange, dass er eher auf uns warten wird). Nur dass wir uns hier am Bahnhof von Saint-Maime-Dauphin befanden, wo die letzten Schienen 1943 von den Deutschen demontiert worden waren.

Manchmal aber gab sie diese Lauerstellung auf und blickte geradeaus, über die nicht mehr vorhandenen Gleise hinweg, auf das verfallene Lampenwärterhäuschen, dessen Dachziegel um die Mauern herum verstreut lagen.

Ich befand mich schon nahe genug bei dieser kuriosen Figur, um auf ihren Zügen die Spuren des Lebens verfolgen zu können. Die Lippen, die sich, weil sie farblos waren, nicht von der übrigen Haut im Gesicht unterschieden, bewegten sich unmerklich und schnell, als ob die Frau eine lange Litanei von immer gleichen Worten vor sich hinmurmelte. Sie alle haben schon solche Frauen vom Lande gesehen, die endlos und leise die Maschen ihres Lebens nachzählen, so als ob sich von jeher ein Fehler eingeschlichen hätte.

Ich musste ihr fast auf die Füße treten, damit sie sich mir langsam zuwandte: Vermutlich hatte sie meine Anwesenheit gespürt. Es war bereits so dämmrig, dass ich anstelle der Augen nur zwei Schattenhöhlen ausmachte.

Aus der Nähe roch sie nach Bohnenkraut und geronnener Ziegenmilch. Dieser Geruch umschwebte damals alle Frauen vom Lande, dazu kam der Duft von frischem Gras, das sie mit der Sichel schnitten, um es den Kaninchen zu verfüttern. Der Wohlgeruch – ein anderes Wort gibt es nicht – hing in ihren Haaren und in ihren Kleidern und wenn sie sich bewegten, verbreiteten sie ihn in ihrer Umgebung.

Ich, der ich unbekümmert und fest in meinen Mantel gepackt dastand, sah vermutlich danach aus, als würde ich gleich fragen: »Wissen Sie zufällig, ob der Zug nach Céreste Verspätung hat?« Dabei war ich fest entschlossen, den Abstand zu wahren. Es würde bestimmt noch eine gute Stunde dauern, bis sich der letzte Stammgast loseisen und Marcel von der Tankstelle her rufen würde:

»Komm herüber, Modeste, die Suppe ist heiß!«

Bis dahin würden mir für meinen Seelenfrieden der Gruß der hohen Bäume und die Betrachtung der Vergangenheit hinreichen. Also begnügte ich mich damit, höflich meinen Hut zu lüften, wie ich es immer tue, und sie zu fragen:

»Darf ich?«

Sie sagte weder ja noch nein und drehte sich auch kaum zu mir hin. Fügsam versuchte sie sich noch ein wenig kleiner zu machen und rutschte auf den Holzschwellen noch ein wenig weiter zur Seite. Ich wickelte mir den Mantel noch enger um den Hintern und versuchte meinerseits nur ganz wenig Platz einzunehmen, was bei mir verlorene Liebesmühe ist. Normalerweise vergesse ich, dass ich viel Platz brauche, aber wenn ich mich auf eine Bank setze, werde ich mir dessen immer wieder schmerzlich bewusst. Das Gefühl war an jenem Abend noch deutlicher als sonst. Mir war, als würde mein Gewicht allein auf den schief liegenden Holzschwellen lasten, ebenso als würde nur ich sie auf ihrem wackligen Fundament erschüttern, wenn ich die Position wechselte. Allerdings war die Alte auch nicht sehr üppig und vermutlich drückte sie die Bank nur mit halbem Hintern.

Wie es sich für zwei Reisende gehört, die sich nicht kennen, blickten wir geradeaus. Allerdings genügte das auch. Vor dem dunklen Hintergrund des Lure-Gebirges war da jenseits der hohen Bäume das ganze Hinterland von Forcalquier, das der Nacht entgegensah. Wenn im November solche Landschaften auf die

Nacht warten, müsste schon eine Katastrophe hereinbrechen, um die Leute daran zu hindern, in ihren Küchen bei Frau und Kind unter der Lampe Zuflucht zu suchen. Und Leute wie ich, die sich einen solchen Hafen des Friedens versagt haben, weil sie nicht unter den unvermeidlichen Trennungen leiden wollen, können nur im Schwindelerregenden noch Trost suchen: Beim Großen Bären, der seinen Wagen rückwärts auf den Höhen des Lure-Gebirges in Stellung bringt, beim Wind in den Platanen eines ausgestorbenen Bahnhofs, in der Gesellschaft einer Alten, die vermutlich eine Familie hat und die den so beruhigenden Duft einer Frau vom Lande verströmt. Aber warum nur widerstand sie dem Ruf des Zuhause, warum blieb sie auf dieser Bank sitzen? Wer war bei ihr daheim damit beschäftigt, die Suppe auf den Küchentisch zu stellen, unter die Lampe, die den Dampf von den Tellern einfangen würde?

Ein unwiderstehliches Bedürfnis, all dies zu erfahren, wollte mich gerade aus meiner höflichen Reserve locken, da vernahm ich von ihrer Seite die Worte:

»Kann ich einen Augenblick mit Ihnen sprechen?«

Sie hatte leise und schnell gesprochen. Aber es war kein Flüstern gewesen. Die Stimme war vielmehr klangvoll und trotz des Winds im Geäst vernahm ich jedes Wort ganz deutlich. Aber ich hatte das sonderbare Gefühl, ich sei der Einzige, der imstande war, sie zu hören: Wäre jetzt jemand genauso herangeschlendert, wie ich es getan hatte, bevor ich mich gesetzt hatte, er hätte, einen Blick auf seine Uhr werfend, die Worte der Alten nicht hören können. Zwischen ihrem blassen Mund und meinem Ohr war eine Schallbrücke, die nicht für andere galt. Hatte sie mir diese Frage überhaupt gestellt? Als ich mich ihr zuwandte, um ihr zu antworten, sah ich ihr Gesicht noch immer im Profil und ihre untätigen Hände hatten sich nicht von ihrem Korb gerührt.

Die Feierlichkeit einer Begegnung will man nie sofort einsehen. Der Fremde, egal, wer er ist, ist uns immer so unbequem, dass zunächst einmal die Verachtung stärker ist. Man ist auch von Panik ergriffen, wenn eine Unbekannte einen anspricht. Stets versucht man, das Ereignis zu verharmlosen, ihm die Wirkung zu nehmen, einfach weil man verschüchtert ist und vor dem kleinen Wunder, das da geschehen ist, im Grunde Angst hat. Solche Dinge habe ich im Laufe des Lebens kapiert und im Laufe ebendieses Lebens ist

mir klar geworden, wie in einer x-beliebigen Begegnung das erste Wort letztendlich wundersam ist.

Also antwortete ich mit der Intonation, der Höflichkeit, der freundlichen Ironie, die mir, wie ich es gerade angedeutet habe, die Angst zu nehmen vermochten. Ich antwortete:

»Sie können.« Und um ihr so weit wie möglich über die Befangenheit hinwegzuhelfen, fügte ich hinzu: »Offenbar mögen Sie Bänke auf Bahnhöfen?«

»Ich mag *diese* Bank auf *diesem* Bahnhof«, betonte sie.

Dann legte sie eine Pause ein, weil wir von einem ganzen Schwarm von dünnen Blättern überfallen wurden. Einen Moment waren unsere beiden Gestalten wie eingehüllt, während die Platanen am Bahnsteig sich alle in die gleiche Richtung neigten. Alles, was sie mir danach mit sonderbar gepresster Stimme sagte, ohne je diese merkwürdige Reglosigkeit aufzugeben, sagte sie dem Rauschen des Windes zum Trotz, gegen den Ansturm des Laubs, das so metallisch raschelte, als sei ein Gefecht unsichtbarer Degen im Gange.

»Ich war«, sprach sie, »ein Mädchen aus der Gegend, eines von vielen und nichts Besonderes. Meine Eltern hatten einen so kleinen und so armseligen Bauernhof, dass mein Vater sich als Hilfsarbeiter im Bergwerk von Bois-d'Asson verdingt hatte, bei den Sortierern. Ich hab ihm mittags immer das Essen gebracht, weil meine Mutter Wert darauf legte, dass er warm isst. Jeden Tag nahm ich mit meinem Körbchen den schmalen Weg mit den vielen Brennesseln, der auf der Seite des Flügelsignals den Schienen entlangführt, und im Vorbeigehen sah ich die Rangierleute und die haben mich natürlich auch gesehen und haben mich begrüßt. Aber vor allem – meistens – redeten sie untereinander und lachten und zeigten auf mich, während ich da auf Zehenspitzen entlangmarschierte, um die Brennesseln zu meiden. Denken Sie mal: Ich war sechzehn! Schon lange dachte ich an die Männer. Und schon seit einiger Zeit sah mich meine Mutter schief an, wenn sie ihr Brot in die Suppe tunkte. Eines Abends, sie räumte gerade den Tisch ab, hat sie plötzlich auf mich gedeutet und zu meinem Vater gesagt:

»Die da, die ist ein echtes Dummerchen. Wir müssen sie unter die Haube bringen, sonst schleppt sie uns eines Tages noch ein Kind an, von dem sie nicht einmal weiß, wer es ihr angedreht hat, und wir, wir wissen nicht, womit wir es großziehen sollen.«

›So? Glaubst du?‹

Da schaut er mich an. Und meine drei Brüder schauen mich an, als ob ich das Problemkind schon im Bauch hätte und als wollten sie mich gleich in diesen Bauch treten, damit ich es wieder loswerde, bevor es überhaupt das Licht der Welt erblickt. So war das bei uns mit der Liebe: Wir waren drei zu viel. Sie haben nicht gewusst, die Eltern, wie man es anstellen soll, um zu verhindern, dass wir zur Welt kommen. Noch eins mehr, davor hatten sie schon immer Angst.

›Du könntest ja mal deinen Hintern bewegen und schaun, ob du ihr einen findest‹, sagte meine Mutter. ›Kennst du niemand?‹

Daraufhin klappt mein Vater gemächlich sein Taschenmesser zusammen und steckt es ein.

›Na ja‹, sagt er, ›ich tät schon einen kennen, aber der ist fast genauso einfältig wie sie. Er erzählt mir dauernd von ihr. Wenn er ihren Namen ausspricht, wird er so rot wie das Bahnsignal.‹

Madeleine hab ich damals geheißē‹, fügte die Alte hinzu und sprach weiter.

››Na dann los!‹, sagte meine Mutter. ›Sprich mit ihm und vor allem sag ihm, dass wir nix haben und dass es auf sein Risiko geht. Was macht er denn, der Stenz? Arbeitet er im Bergwerk?‹

›Nein, er ist bei den Rangierern, bei der Eisenbahn. Ich glaub er ist Vorarbeiter.‹

Und so wurde ich mit sechzehn verheiratet, einfach so, ohne Sinn und Verstand. Der lange Chiousse war achtundzwanzig Jahre alt. Er hatte noch nie eine Frau angerührt, das hat er mir zumindest am ersten Abend gesagt und ich habe auch von vornherein keinen Grund gehabt, daran zu zweifeln. Meiner Mutter habe ich gesagt:

›Er ist achtundzwanzig und ich sechzehn, glaubst du, das kann gut gehen?‹

›Achtundzwanzig, fünfzig oder zwanzig, das ist ganz egal. Weißt du, die Männer . . . Ob es der eine ist oder der andere . . . Am Ende ist es sowieso immer das Gleiche. Du wirst schon sehen: Du hast schnell die Nase voll.‹

Glauben Sie, dass man sich bei solchen Worten irgendetwas erhoffen kann? Glauben Sie, dass es richtig war, mich mit der Auskunft zufrieden zu geben? Was meinen Sie, Sie leben doch in diesem Jahrhundert?‹

Vielleicht hätte ich tatsächlich eine Meinung gehabt und vielleicht hätte ich sie ihr sogar mitgeteilt, wenn sie noch jene sechzehnjährige Madeleine gewesen wäre, die sie eben erwähnt hatte. Aber was soll man einer Blume sagen, wenn nichts mehr von ihr übrig ist, nicht einmal ihre welken Blütenblätter? Was soll man sagen, wenn das grüne Gras längst zu Heu geworden ist? Ich betrachtete ihr Gerippe, das sogar durch die vielen Unterröcke hervorstach und ich schielte auf meinen dicken Bauch herab. Weder sie noch ich hatten noch irgendeine Meinung zu äußern über jene Fragen, die die Welt so sehr beschäftigen.

Und im Übrigen erwartete sie von mir auch keine Antwort, sie erhoffte sich keine Lösung, die ihr ohnehin nicht weitergeholfen hätte. Hastig, als wäre ihre Zeit knapp bemessen, fuhr sie mit ihrer eintönigen Stimme fort:

»Dieser Chiousse hatte große Plattfüße und einen ebenso platten Verstand. Nach zwei Nächten wusste ich alles, was er wusste, und seine Phantasie war bereits zu Ende. Zumal meine Mutter mir geraten hatte, laut zu schreien, was ich auch getan habe und seitdem regte sich mein Chiousse nicht mehr und verbrachte den Rest der Nacht in Habachtstellung am oberen Ende vom Bett. Und am Tag war er zufrieden, wenn er gegessen hatte und sagte:

›Siehst du, Kleine, wenn man ein Dach über dem Kopf hat, wo's nicht reinregnet, und jeden Abend eine warme Suppe im Bauch, dann muss man schon dankbar sein. Alles andere ist überflüssiger Luxus.‹

›Und die Kleider?‹, fragte ich. ›Denkst du auch manchmal an die Kleider? Ich trage seit drei Jahren dasselbe Kleid. Es dauert nicht mehr lange und es ist durchsichtig, so abgetragen ist es.‹

Er befühlte es, dieses Kleid und sagte:

›Ach was! Es ist noch wie neu, dieses Kleid! Was hast du denn daran auszusetzen? Lass es färben, dann sieht es anders aus.‹

Ich hatte tatsächlich nur sein Dach, um darunter Schutz zu finden. Meine Mutter wohnte ganz in der Nähe und wenn ich sie besuchte, brauchte ich sie nur anzusehen, dann wusste ich, dass sie mich gleich zum Teufel geschickt hätte, wenn ich mich beklagt hätte. Es stand ihr ins Gesicht geschrieben. Sie wissen schon: ›Komm ja nicht auf die Idee, mich um fünf Franc anzubetteln, ich hab sie nicht!‹ Mit ihr war der Austausch eher so: ›Geht's dir gut? Ich küsst dich nicht, weil ich einen fürchterlichen Schnupfen habe.

Na, wo du doch grad schon da bist, meine Liebe, hilf mir doch diesen Korb Wäsche zur Leine zu tragen!« Wer wäre schon auf die Idee gekommen, mir, dem mageren Gestell, die Hand auf die Schulter zu legen und mir zu sagen, dass ich Mitleid verdiene?«

Ich hörte diesem Klagelied nicht sehr aufmerksam zu, sagte Laviolette. Andere zu bemitleiden ist noch nie meine Stärke gewesen, ich bin nicht gut im Trösten – aber ich beobachtete, dass die Hände der Alten sich nicht rührten, dass sie mir ihr Gesicht, während sie mit dieser seltsamen Stimme zu mir sprach, nicht zuwandte. Immerhin, ich hörte zu.

»Hier saß ich, hier auf dieser Bank, als ich ihn zum ersten Mal sah und hier versuche ich, ihn mir immer wieder vorzustellen. Ich möchte mir endlich darüber klar werden, ob ich ihn denn wirklich so sehr liebte. Es war ungefähr zu dieser Stunde, es war ungefähr zu dieser Jahreszeit. Aber es wehte kein Wind. Stattdessen grummelte über dem Lure-Gebirge, von Lardiens bis Cruis, ein Gewitter und die Nacht brach doppelt so schnell wie sonst herein. Das erkläre ich Ihnen, weil ich Ihnen damit sagen will, dass ich seine Laterne gesehen habe, lange bevor ich ihn selbst sah. Er schwenkte sie, diese Laterne. Es war gerade ein Güterzug vorbeigefahren, beladen mit Steinen. Große, schwere Güterwagen. Mein Mann sagte, man müsse sehr vorsichtig sein, wenn man sie ankuppelt, sie seien viel, viel tückischer als die anderen, wegen der Drehgestelle, erklärte er.«

Und als sie diese Worte aussprach, wandte sich die Alte erstmals ganz langsam und mit dem ganzen Körper zu mir: Der Oberkörper, der Schließkorb, sogar die Füße hatten sich bewegt, aber ihre inbrünstige Aufmerksamkeit galt nicht mir. Der Blick glitt über meine massige Gestalt hinweg, suchte weit hinter mir, dort, wo nichts und niemand war, einen fernen Punkt, weit jenseits von allem, was sichtbar war.

»Und dann habe ich ihn gesehen, wie er aus dem Schatten trat. Ihn. Wie soll ich Ihnen das erklären?«

Mir schien, fügte Laviolette hinzu, dass sie die Hände zusammenschlug, als sie dieses »Ihn« aussprach, wie man es vermutlich tut angesichts eines unverhofft Eintretenden, einer Erscheinung, auf die man lange gewartet hat, ohne daran zu glauben.

»Aber bevor ich ihn gesehen habe, das muss ich Ihnen sagen,

Monsieur, habe ich zunächst seine Laterne gesehen! Wo ich nun schon dabei bin, erlauben Sie, dass ich ein wenig aushole, was diese Laterne betrifft? Es war eine Signallaterne mit einem roten Glas auf der einen Seite und einem grünen auf der anderen. Dadurch wurde ein Mann gespart. Um der Lokomotive zu signalisieren, entweder dass das Gleis frei war oder dass es nicht frei war, brauchte man die Laterne nur umzudrehen. Die Idee stammte vom Sohn eines hohen Tiers bei der Eisenbahn, also hat es keine drei Monate gedauert, dann gab es zwei oder drei von der Sorte in jedem Bahnhof. Diese Laterne nannte man die 135, weil es davor hundertvierunddreißig andere Modelle gegeben hatte. Bis dahin hatte man zwei gebraucht, zwei Laternen: Eine rote und eine grüne, damit man einen Augenblick nachdenken konnte, wenn man sie wechseln musste. Und noch früher war ein Mann pro Laterne zuständig gewesen, wegen der Sicherheit.«

Aber während sie sprach, sagte Laviollette, muss wohl der Schatten dieser Signallaterne an uns vorbeigezogen sein, denn die Alte, die ihre Aufmerksamkeit so leidenschaftlich dem Ende des Bahnsteigs zuwandte, drehte sich buchstäblich um ihre eigene Achse, ganz langsam, vermutlich im Tempo der Vision, die sich vor ihr abspielte. Zum Schluss drehte sie mir regelrecht den Rücken zu und sagte:

»Diese Laterne habe ich von dort hinten, von Gleis eins, Richtung Volx, kommen sehen. Und dann habe ich allmählich auch den Mann gesehen, der diese Laterne trug. Und dann, je mehr er aus dem Schatten trat, je mehr ich mich an ihm sattsehen konnte, desto mehr habe ich mich in ihn verliebt, ich bin buchstäblich vor ihm zerflossen; wenn ich mich getraut hätte, wenn ich gekonnt hätte, ich hätte die Hände vor ihm gefaltet. O mein Gott! Wenn Sie seinen Schnurrbart gesehen hätten, es wäre Ihnen nicht anders ergangen: Sie hätten ihn angebetet.«

Man glaubt immer, sagte Laviollette, dass Leichtsinns die Eigenschaft der Jugend sei. Das liegt daran, dass der Neunzigjährige, der einem seine Geschichte erzählt, es so tut, als sei es die Geschichte eines anderen. In Wirklichkeit aber hat sich nur sein Aussehen verändert. In seinem Innern ist er nach wie vor der anmaßende Halbwüchsige, dem es an Urteilsfähigkeit mangelt, nur dass er ihn eben als jemanden beschreibt, der ihm völlig fremd ist. Die Frau, die da zu mir sprach, war noch immer oberflächlich,